

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 12. Juni 1902.

(Nachdruck verboten.)

## „Das fischermädechen.“

Roman von S. E d h o r.

(Fortsetzung.)

„Hast Du gewußt um die Existenz dieser, meiner Tochter?“

„Nein, bei Gott nicht.“ Der Wolfensteiner hob betheuernd die Hand empor. „Hilpmann war ein vollendeter Schurke, ich habe später in anderen Sachen Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß er es gewesen und habe geahnt, daß er auch in dieser Angelegenheit weiter gegangen, wie er den Auftrag von mir hatte. Er ist bereits vor einen höheren Richter gerufen, wir können ihm nichts mehr anhaben.“

„Warum aber, frage ich Dich, warum hast Du mich von meinem Weibe gerissen?“

„Du Schwächling! Das fragst Du mich erst jetzt? Damals war es Dir willkommen, daß ich mit fester Hand dazwischen griff, ich wollte die unglückliche Mesalliance hindern, ich dachte die Ehe ungültig zu machen und es gelang mir auch zumtheil — weil Du indifferent genug warst und alles mit Dir geschehen liebest. Das Weib lieb ich nach ihrer Heimat zurückgehen, so lautete mein Auftrag an Hilpmann. Er aber hat das Weib ungerechterweise gefangen gehalten — er hat sie gequält und tyrannisiert, um sie seinen bösen Lüsten geneigt zu machen — das alles habe ich erst viel später von den alten Förstersleuten in der Wolfsegge erfahren. Ich hatte Dein Bestes im Auge. Aber noch ist uns die Möglichkeit geboten, gut zu machen, was wir gefehlt.“

„Meinst Du?“ entgegnete der Wallisser scharf. „Kannst Du mir auch Ersatz geben für die Kindesliebe, die ich all' die Jahre entbehren mußte?“

Der alte Wolfensteiner hob leise die Schulter und verließ das Zimmer.

„Er ist ein stolzer harter Mann, er gleicht dem Felsen, worauf sein Schloß steht.“

Die arme Fischerfrau am Ostseestrande hob ihre hartgearbeiteten Hände und strich damit sanft über die wachsblassen des kranken Greises: „Mein armer Vater,“ sagte sie voll Mitleid. —

VII.

Auf der Felsenterrasse des Wolfensteiner Schlosses plauderte eine kleine Gesellschaft von Damen und Herren. Es war im Rosenmonat und der süße Duft mischte sich mit dem jungen Laub der riesenhaften Eichenbäume, die ringsum alles beschatteten. Vom See herüber kamen Gesang und Zitherklänge.

„Wer ist dort auf dem Wasser, Brigitta?“ fragte der Wallisser sein Enkelkind, die neben seinem Stuhle stand.

„Es befinden sich die Fürstin Ingeborg und Baron Wolfgang dabei.“

Der Wolfensteiner Freiherr hob sich in voller Höhe von seinem Sitze und lugte mit seinen scharfen Adleraugen in die klare blaue Luft. „Bringe mir das Glas Wein herüber, bitte,“ sagte er, rückwärts gewendet, zu Brigitta, mit dem Recht des hilfsbedürftigen Greises.

Sie reichte ihm das Glas und blieb einen Augenblick an seiner Seite stehen.

Er deutete über den Rand der Balustrade in die Tiefe nach dem nahen Waldsee. „Prinz Max, ein jüngerer Bruder des verstorbenen Fürsten Miersperg ist dabei und die beiden Komtessen Fürstenberg.“

Der alte Freiherr von Wallisser lächelte leise vor sich hin. Seine Enkelin wurde stillschweigends von dem stolzen Halbbruder als Großnichte anerkannt und war ihm fast unentbehrlich geworden.

„Tante Charlotte!“

„Nun, Gitta, was wünschst Du?“

„Ich möchte mich gern auf eine Stunde zurückziehen, meine Eltern daheim warten auf Nachricht, ich schulde sie ihnen schon lange —“

„Ach, und da wolltest Du Dich bei dem herrlichen Wetter, wo wir den interessanten Besuch haben, hinsetzen und nach der Heimat schreiben? Laß es bis morgen, mein Kind.“

„Du mußt hier bleiben,“ bestimmte der Wolfensteiner unterschiedenen Tones.

Brigitta wagte keine weitere Bitte, sie schmiegte sich an den Stuhl ihres Großvaters, der mit still-seltigen Augen ihre Hand erfaßte, gleichsam zeigend, daß sie zusammengehörten und daß der andere trug, was den einen traf.

Und nun näherte sich die lachende Gesellschaft vom See her, sie kamen über die blühenden Wiesen geschritten, über all' die Millionen blauen Glockenblumen und goldenen Maßliebchens. — Jetzt klrzten Sporen und Degen auf den steinernen Stufen. — Silberhelles Frauenlachen . . . Weiße Kleider und bunte Schleifen flatterten herauf wie Schmetterlinge. — Da war der ganze Schwarm.

Baronin Helmstaedt empfing die Gesellschaft mit lachenden Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben. Es gab für den Augenblick ein buntes Durcheinander.

Prinz Max hatte sich den Weg gebahnt zu dem Wallisser Freiherrn und seiner Enkelin. Er zog einen Gartenstuhl herbei und ließ sich nieder. „Es ist wunderbar auf dem Wasser. O, dieser Wald und alles, was es umschließt, ist köstlich! Die Bienen summen und die goldenen Falter wehen vorüber; die staubblauen



Fliegen sonnen sich und funkelndes Geschmeide rührt sich im Grase und auf den Baumtöpfeln. Sie waren früher ein schwärmerischer Naturfreund, Freiherr. Können Sie es aushalten im Sessel, wenn draußen alles krecht und flucht?"

"Ich muß wohl aushalten. Ich ergöze mich zwar immer noch an der Schönheit der Natur, aber meine Gedanken werden ernster und wehmüthiger . . . . Es geht zum Scheiden. Ich dachte vorhin an die Gallerien unseres Schlosses, wo die Augen und Wangen längst vergangener Geschlechter noch immer ihre Freude und ihr Weh erzählen, die sich gleich uns, aber früher an der Natur gefreut. Dann dachte ich an unser eigenes Sterben und an das Sterben derer, die nachher sein werden und im Fortspinnen desselben düster-schönen Gedankens, zog ich die Fäden planloser Phantasie um mein Haupt und über die große, stille Landschaft vor mir. — Ah, ein sanftes Eden liegt im Menschenherzen und es blühen darin leuchtende und dunkle Blumen. Meine gewöhnliche Frühlingstrauer stellt sich ein. Ich weiß nicht, ob die schönen Tage auch andere so traurig machen? Ich dachte auch an meine längst verflorfene Jugend . . . . ich kannte damals eine junge Gräfin, ein liebes, schönes Geschöpf, in Jugendfrische prangend; wir waren öfters zusammen und sie wurde von uns jungen Kavalieren glühend verehrt. Sie starb plötzlich. — Als ich schon den Schnee des Alters trug, führte mich mein Weg eines Tages an ihrem Heimathloß vorbei — ein anderes Geschlecht hauste dort, die Bekannten vor fünfzig Jahren waren heimgegangen. Man war eben dabei die Kirchengruft zu räumen, um für die Nachkommen Platz zu schaffen. Die alten zerfallenen Särge wurden in die Erde gesenkt. Als ich den Sarg der jungen Gräfin erkannte, hat ich um Deffnung desselben . . . ." Der Greis schwieg, in tiefem Sinnen verloren.

"Und da?" erinnerte der Prinz spannungsvoll.

"Da sah ich die geliebte, verehrte Gestalt noch einmal . . . . Entsetzen faßt mich jetzt noch bei der Erinnerung. Ein Knochenantlitz mit weißen Zähnen grinste mich an — ich konnte kaum fassen, daß es das Engelsantlitz sei, welches uns früher entzückte. Nur das weiße Seidenkleid war gut erhalten, welches sie umhüllte, sonst war alles Staub und Moder. Damals ist mir so recht zum Bewußtsein gekommen, wie vergänglich alle Herrlichkeit dieser Erde ist."

"Welche schauerlich-ernste Unterhaltung!" warf Baron Wolfgang ein, der eben zu der Gruppe getreten. "Onkel Wilhelm, Du kannst sonst so prächtig zur Freude anmuthen, warum suchst Du heute solch düster-ernstes Gesprächsthema vor?"

"Wir merkten gar nicht, daß wir so Ernstes redeten", sagte der Prinz.

Er mußte den Paß aufgeben, denn die anderen kamen hinzu, um den alten Freiherrn zu begrüßen. Fürstin Ingeborg in eleganter Trabtraverttoilette rauschte heran, sie war voll bezaubernder Liebenswürdigkeit und so schön — so schön, daß der alte Freiherr wohlgefällig aufblickte, so hatte er sie noch nie gesehen.

"Sie ist auf der Jagd nach Baron Wolfgang," flüsterte die junge Frau v. Kehlheim Brigitta zu.

"Die Fürstin?" Brigitta war ganz betroffen.

"Wußten Sie das nicht?" Die junge Frau lachte. "Früher schon, bevor sie Fürstin Auersperg wurde, hatte sie ein Liebesverhältniß mit ihm. — Damals lockte sie das unermessliche Vermögen und der Fürstentitel; sie hat nun genug davon, das wahre Glück hat sie wohl nie gefunden —"

"Und er — Wolfgang, will er auch?"

"Ob er will, darüber bin ich noch im Zweifel; aber ich glaube doch, er hat sich inzwischen zu keiner anderen entschließen können und dann, sehen Sie sich die Fürstin einmal an, sie ist und bleibt ein bildschönes Weib!"

Nachdem die Gäste auf der Terrasse den Kaffee getrunken, machten die Herren den Vorschlag, noch einmal eine Bootfahrt zu machen, weil es jetzt erfrischend kühl auf dem Wasser sein müsse. Weil alle an der Fahrt theilnehmen wollten, beschloß man, in zwei Booten auszufahren.

Prinz Max bestand darauf, daß Brigitta die Parthie mitmachen müsse.

Der Freiherr von Wallissen gab endlich die erbetene Erlaubniß.

"Brigitta, darf ich Ihnen ein Saquet holen?" bat Wolfgang.

Sie schaute ihn dankbar an.

Er war schon fortgeeilt nach dem Schlosse, um das Kleidungsstück zu holen. Als er zurück kam, hatten die anderen schon die Terrasse verlassen. Auch der Onkel hatte sich in sein Zimmer zurückbringen lassen. "Wo ist Brigitta?" fragte er seinen Vater, der mit einigen Herren zurückgeblieben war.

"Sie ist mit Frau von Kehlheim ins Thal hinabgestiegen," antwortete dieser.

Als Wolfgang am Waldsee anlangte, hatte die Gesellschaft sich schon in zwei Boote vertheilt, nur Frau von Kehlheim und Brigitta standen noch am Ufer. Fürstin Ingeborg rief eben der jungen Frau zu, daß neben ihr noch ein Platz frei sei — für Brigitta wollte sich keiner finden lassen.

"Wo ist meine Schwester?" fragte er hastig.

"Charlotte ist im Schloß zurückgeblieben."

"Wollen Sie nicht zu uns einsteigen, Baron Wolfenstein?" rief Ingeborg herüber.

Ich höre eben, daß kein Platz mehr frei ist; stoßen Sie ruhig ab, ich folge im kleinen Boot."

"Aber hier ist ja hinreichend Platz, bitte." Prinz Max hielt energisch das Laufbrett fest, welches vom Ufer auf das Fahrzeug führte. "Fräulein Brigitta, ich bitte sehr." Schon folgte sie der Aufforderung, als Wolfgang hastig sagte: "Wir beide fahren im kleinen Boot."

"So gestatten Sie, daß ich zu Ihnen einsteige!" rief Prinz Max herüber.

Es war zu spät. Baron Wolfgang hatte schon die Kette losgemacht, die das Boot am Ufer festhielt. Brigitta saß allein darin, der Prinz kam nicht mehr zum Einsteigen.

"Halten Sie sich nicht auf, die Damen sind schon ungeduldig," riefen einige Stimmen dem Prinzen zu.

Das erste Boot fürchte schon die blauen Wellen.

Der Baron hatte einige Decken auf den Sitz gebreitet und Brigitta hatte darauf Platz genommen. Er setzte sich ihr gegenüber und ergriff die Ruder; mit zwei langen Zügen ging er in das Fahrwasser der anderen Boote über. Er setzte aber fortan nur matt ein, sodaß es Brigitta bald klar war, daß er einen gewissen Abstand zwischen sich und die anderen bringen wollte.

"Wenn Ihr Großvater bei uns wäre, würde er mit der Sprache der Poeten zu uns reden. In seinem Mund wird jedes Wort bedeutungsvoll, ein Gedicht, denn keiner, wie er, kennt die Natur so genau beim Namen."

Gitta nickte ihm zu. Sie sah nach den Ruderschlägen und wie das Wasser das kleine Boot umspielte. Die beiden fuhren weiter und weiter. Die Berge traten zurück und standen groß da, eingehüllt in leichten Schleiern und in träumerischer Magie. — Und sie schwammen auf dem schönen, glatten flimmernden Element, und bei jedem Ruderschlage rann flüssiges Silber um das Schiffchen.

Von dem ersten Boote kam ein leises, seltsames Läuten — fast schien es von den Felsen zu kommen. Der Baron ließ das Ruder sinken.



„Hören Sie die Zitherklänge? Wie das mit dem Echo unserer Berge wunderbar spielt?“

Brigittas Herz schwoll sehnsuchtschwer in der Brust, es war ihr plötzlich, als müsse sie aufschluchzen in wildem Weh nach den fernen Eltern, nach — ja, nach wem? Unbewußt faßte sie nach dem Goldreif an ihrem Finger; hatte sie ihn wirklich noch?

Als sie aufschaute, hastete Wolfgangs Auge ebenfalls auf dem Reif.

„Ein seltsamer Ring, Brigitta. Von wem haben Sie ihn erhalten?“

„Von meiner Mutter; es ist der Trauring meiner Großmutter.“

„Ah!“ Ein eigenartiges Leuchten zog durch seine ernsten Augen. Er faßte ihre Hand und zog sie sanft an seine Lippen. „Ich wollte Sie schon lange nach der Bedeutung dieses Ringes fragen. Nun aber ist diese Frage gelöst.“ Tiefe Zärtlichkeit tauchte in seinen Augen auf und leise Schwermuth lag in seinen Zügen. „Ich habe lange nach einer Gelegenheit gesucht, Sie allein zu sprechen —“ begann er jetzt mit gewisser Freudigkeit.

„Im Schlosse hätte ich oft gekonnt, dort möchte ich aber nicht reden, es war mir dort alles eng begrenzt und ich hatte Ihnen so Großes zu sagen. Wir beide haben überhaupt noch wenig gesprochen . . . O, Ihr schönen Felsen dort oben und Du ferne, strahlendes Firmament! Was liegt zwischen heute und jenem Tage vor zehn Jahren, als ich ein unerfahrener Jüngling voll ungebändigter Hoffnungen und ein unerschöpfliches Weltmeer Gedden meine Liebe gestand? Wie viel hat sich seitdem geändert. — Wie viel habe ich geirrt und gebüßt und wie einsam bin ich heute gegen das Wogen und Wallen von Gestalten, die mich damals umgaben! Aber ein Nest ist geblieben, der Boden, auf dem ein schönerer Blumenwald emporsprießen kann. Die Liebe zu Ingeborg wurde gewaltfam getödtet und es war gut so, sonst wäre sie allmählich gestorben, das hätte den Kampf verlängert . . . Er war ein Fürst und enorm reich . . . sie war eitel und das ist ihr alles geworden.“

„Jetzt aber will sie Ihnen alles zu Füßen legen, alles, alles opfern, um Ihnen zu zeigen, wie groß ihre Liebe ist,“ warf Gitta plötzlich ein.

Er sah sie groß an. „Wer hat Ihnen solche Sachen erzählt?“

„Ich weiß erst seit heute davon.“

„Ingeborg weiß sehr gut, daß bei mir alles vergeblich sein würde — Opfer und Rückkehr. Das ist längst vorbei. Ich habe bereits gewählt fürs ganze fernere Leben — Sie sind es Brigitta, Sie oder keine!“

Es war ein langer Schmerzensschrei, den Gitta ausstieß. Abwehrend streckte sie die ringgeschmückte Hand nach ihm aus, aber das rothige Ohr unter der blonden Lockenfülle lehnte sich den süßen, ach so süßen Worten lauschend entgegen, um die selige Gewißheit in das bang aufsteigende Herz zu führen, das in unnennbarer Wonne erschauerte! Das war die Liebe, die wahre, berauschende Liebe, die den Himmel auf Erden herabzaubert, daß wir die Stimmen der Vernunft nicht hören . . . Vergessen war alles — der ferne Ostseestrand, der treue Moïse, der geduldig der abwesenden Braut entgegenharrte. — Vergessen war das ernste Mahnwort der Mutter, das immer noch in ihrer Seele tönte . . . sie hing an den Lippen des Wolfensteiner Freiherrn und ihre Augen wurden tief — tief, wie der See unter ihren Füßen — — —

„Wolfenstein . . . Baron, sind Sie des Teufels! Wir hätten Sie beinahe übergerannt und in den Grund gehohlet. Warum passen Sie nicht besser auf?“ riefen mehrere Stimmen zugleich von den beiden Booten, die heimwärts ruderten.

Baron Wolfgang hatte gegen die Strömung zu kämpfen . . . Er war zwischen die beiden Boote und in das aufgewühlte Wasser gerathen. Ein feines Roth stieg auf seine Stirn, er mußte sich mit ganzer Kraft in die Riemen legen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Es gelang ihm endlich. „Ich bin ein ungeschickter Bootsmann. Verzeihen Sie tausendmal.“

Er breitete eine Decke über Brigittas Kniee, um sie vor Erfältung zu schützen.

Ein weiteres Sprechen war nicht thunlich, weil die beiden Boote dicht bei ihnen geblieben.

Nach einiger Zeit legten sie wieder am Landungsplatze an. Die Stimmung war allgemein heiter und fröhlich. Lieder jubelten zu der ungeheuren Bläue des Himmels empor.

Prinz Max that einige Griffe auf der Zither und hing sie mit dem breiten grünen Bande an seinen Hals, er behauptete hartnäckig den Platz neben Brigitta, mit der er den Weg über die Wiesen nach der Felsenterrasse einschlug.

Da — war es Täuschung, war es Wirklichkeit? Von der andern Seite des Parkes näherte sich eine sonderbare große Gestalt der vornehmen Gesellschaft . . .

Gittas Augen erweiterten sich . . . ihr Blick wurde starr . . .

Der junge Riese, in einem unglücklich sitzenden Jagdanzug steckend, dessen Nähte bei jeder Bewegung zu zerreißen drohten, näherte sich rasch; aus den kurzen Ärmeln hingen die großen sonnenverbrannten Hände, und um den schlanken, stark gebräunten Hals schlang sich eine grellgrüne Kravatte . . .

„Der Mensch sieht nicht gerade furchterregend aus — — es ist jedenfalls ein Schlächter, der sich auf dem Wege nach dem Wirthschaftshofe in den Park verirrt,“ meinte Baron Wolfgang.

„Ein kapitaler Bursche, noch unbeleckt von der Kultur!“ lachte der Prinz. „Se, Freundchen, wohin?“

Unmittelbar vor der Terrasse, auf dem weiten, rosenumhegten Platze traf man zusammen. Das kluge, scharfe Auge des Ankömmlings musterte ungenirt die vornehme Damenreihe, die in lautes Lachen ausbrach. Der Fremde schien sich gar nicht unbehaglich zu fühlen bei diesem Lachen, er schien überhaupt nur eine zu sehen von all' den bunten Schmetterlingen. Diese eine war — Brigitta!

Aber um Himmelswillen, was war dem jungen Mädchen passiert?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ihr Bübchen.

Skizze von Hans Reiss.

„Lassen Sie ab, Raoul. Es kann nicht sein. Es wäre Sünde.“

„Aber Amelie!“ Er sprang ungeduldig auf und durchmaß mit großen, erregten Schritten das kleine Gemach. „Wozu immer wieder diese pedantischen Bedenken! Wie oft soll ich Ihnen denn wiederholen, daß es einfach Pflicht gegen sich selbst ist, wenn Sie Ihren Mann, den Sie nicht lieben, den Sie niemals geliebt haben, verlassen und Ihrem Herzen folgen. Sechs schöne herrliche Jugendjahre, ein gar kostbarer Schatz im Leben des Weibes, die haben Sie ihm geopfert, mehr kann der alte Mann wahrlich nicht verlangen!“

„Aber er war gut zu mir in diesen sechs Jahren — sehr gut sogar“, sagte sie leise mit bewegter Stimme.

„Das brauchen Sie ihm wahrlich nicht hoch anzurechnen! Ein halbes Kind noch hat man Sie damals gezwungen, sein Weib zu werden. Alle Welt hat ihn dann beneidet um seine reizende junge Frau. Sie waren in dieser Ehe stets die überreich Gebende, er nur der Empfangende.“



„Nein Raoul, so war's nicht, ganz so doch nicht. Wohl war ich ein halbes Kind noch, als ich heiratete. Wohl wußte ich wenig vom Leben und nichts von der Liebe; aber gezwungen hat man mich wahrlich nicht. Im Gegentheil! In kindischer Thorheit war ich damals noch stolz darauf, daß er, der berühmte Arzt, gerade mich, das unbedeutende, junge Ding erwählte. Und dann hat er mein Leben mit allem, was es Schönes und Herrliches giebt, wahrhaft verschwenderisch geschmückt, so daß ich oft beschämt vor ihm stand, doppelt beschämt, weil ich ihm sein Thun nicht durch Liebe vergelten konnte. Meine alten Eltern hat er unterstützt, meine Brüder ließ er studiren . . . .“

„Genug Amelie, übergenug sogar!“ fiel er ihr brüsk ins Wort. „Aus all' Ihren Reden höre ich ja, daß Sie die Absicht haben, bei Ihrem „so verschwenderisch spendenden“ Gatten zu bleiben. Wohlan denn — ich will Ihnen meine Liebe wahrlich nicht aufdrängen. So leben Sie also wohl — recht wohl. — Ich reise noch heute Nacht nach Rom. Menschlicher Berechnung nach werden wir uns also „niemals“ wiedersehen!“

Er stand vor ihr, hoch aufgerichtet, schlank und groß, einer von jenen gefährlich schönen Männern, denen die Herzen der Frauen zufliegen wie der Fächer dem glänzenden Licht.

Sie legte ihre zitternde, kleine Rechte in seine dargebotene Hand. Sie sah ihn nicht an dabei; denn sie wußte, wie schwach ihr Herz war.

„Ja, gehen Sie, Raoul. Es ist — am besten so.“

Aber als er dann ging — wirklich ging, da stürzte sie ihm nach mit einem lauten Aufschrei und klammerte sich an ihn, als wollte sie ihn nie wieder lassen.

„Nein, nein! Geh' nicht! Du darfst nicht gehen! Ich kann nicht leben ohne Dich!“

Ein Blick des Triumphes leuchtete auf in seinen Augen. Er beugte sich zu ihr und zog sie mit wilder Zärtlichkeit in seine Arme.

„Ich wußte es, Amelie!“

„Wohin Du auch gehst, nimm mich mit Dir, Raoul“, fuhr sie leidenschaftlich fort. „Ich will nicht wieder allein bleiben in dieser grauen, nüchternen Alltäglichkeit. Ich fürchte mich vor dem alten Mann, der — mein Mann ist. Erst seit ich Dich kenne, da weiß ich, daß das Leben werth ist, gelebt zu werden, da weiß ich, was Liebe, was Glück, was Seligkeit ist!“

„Und doch wolltest Du so grausam sein, diese Liebe zu verleugnen. Du nanntest sie — eine Sünde!“

„Und selbst wenn es eine Sünde ist“, sie schmiegte sich inniger noch in seine Arme, „sei's drum! Wenn alle Sünde so glücklich macht, dann will ich gerne sündigen!“

„Du süße Schwärmerin, wie kann man nur so thöricht reden. Wie kann denn Liebe Sünde sein! In meinen Augen ist sie vielmehr das Höchste und Heiligste! Nichts Herrlicheres wüßte ich ihr an die Seite zu stellen! Sie ist Naturnothwendigkeit, ist höchste Daseinsfreude! Auch Du wirst das empfinden, Amelie, wenn wir diesem kalten Norddeutschland erst den Rücken gekehrt haben, wenn wir im schönen, sonnigen Süden sind. In Venedig, in Florenz, auf Rom's klassischem Boden! Die herrliche Natur dort wird unserer Liebe erst die rechte Weihe geben.“

„Ich glaube es, weil Du es sagst“, flüsterte sie und sah mit heißen Augen zu dem schönen Manne auf. „Ich glaube alles, was Du sagst. Ach Du — Du — Du — —“

In überwältigendem Gefühl preßte sie ihr Antlitz an seine Wange. „Zu denken, daß ich Dich künftig ganz für mich haben werde! Daß wir immer beisammen sein werden, Du und ich, und ich und Du . . . . Ach, Raoul, es wird ein Glück sein fast zu groß, zu vollkommen für diese arme Erde!“

„Schon wieder Zweifel? Man muß an das Glück glauben, Amelie, dann bleibt es uns auch treu. Ich hab's an mir selbst er-

probt. — Nun aber komm', Liebling. Es ist schon spät. Wir müssen uns eilen. Ich habe noch mancherlei heute zu erledigen. Nimm, bitte, nur das Allernothwendigste mit. Alles andere besorgen wir unterwegs.“

„Wie? Du meinst, ich soll . . . . Ich soll jetzt gleich auf der Stelle mit Dir gehen?“

„Aber selbstverständlich, Schatz. Es ist doch das Einfachste.“

„Das Einfachste wohl — aber . . . .“ Ihr Blick glitt, wie Abschied nehmend, durch das kleine, luxuriös ausgestattete Gemach, bis er an zwei über dem Schreibtisch hängenden Porträts haften blieb. Es war das Bild eines älteren Mannes mit etwas müden, abgesehenen Zügen und das eines überaus lieblichen Knabeköpfchens. Sie preßte einen Moment unschlüssig die gefalteten Hände gegen die Brust, dann aber sagte sie hastig:

„Nein Raoul, das . . . . das kann ich nicht. Mein Mann kommt morgen erst zurück. Ich will ihm noch einige Zeilen schreiben. Und ich will auch mein Kind — ich sandte Hans fort, da ich Dich erwartete — noch ein letztes mal ans Herz drücken. Er wird seine kleine Mama ohnehin schnell genug vergessen.“

„Dieser Abschied wird Dich aufregen, Amelie. Du thätest besser, ihn zu vermeiden. Doch — wie Du willst. Ich erwarte Dich also um elf Uhr auf dem Bahnhof.“

„Ich werde pünktlich dort sein“, sagte sie mit fester Stimme.

Noch ein Kuß, ein Händedruck. Die junge Frau war allein. Sie eilte ans Fenster, um der geliebten Gestalt nachzusehen, so lange sie sie mit Blicken noch erreichen konnte.

„Raoul — mein Geliebter“, flüsterte sie sehnsüchtig.

So war es also auch zu ihr gekommen, das Glück, das sie so lange schon ersehnt hatte, auf das sie gehofft, gewartet hatte. Auch sie sollte jetzt die blaue Wunderblume pflücken, von der die Dichter singen. Die Blume, die da auf lichten Höhen wächst, und die nur einmal blüht in jedem Menschenleben. Jubelnd wollte sie sie ans Herz drücken und frei aller Welt zeigen.

Stolz und frei . . . .!? Sie fühlte, wie sich ihre Wangen plötzlich mit glühendem Roth bedeckten. Beschämt ließ sie das Haupt auf die Brust sinken. Ach, ihre Wunderblume, die blühte ja nicht auf lichter Höhe. Nein, ach nein. Giftigem Sumpfland war sie entsprossen. Der Samum der Leidenschaft hatte sie wachgeküßt. Sinnliche Glut ließ sie zu ungeahnter Pracht erblühen, hauchte ihr betäubende Düste ein und — — — würde sie ebenso schnell welken machen.

Thörin, die sie war! Raoul und sie, sie liebten sich ja aufrichtig und würden glücklich sein. Woher nur wieder diese häßlichen Gedanken? Sie strich leicht mit der Hand über die Stirn, wie um die trüben Bilder damit fortzuschleichen.

„Mutter, darf ich jetzt kommen?“ das lachende Schelmengesicht ihres Bübchens lugte um die Thür.

„Gewiß, mein Liebling. Ich bin allein.“

„O, ich wollte schon einmal kommen“, sagte der Kleine wichtig, indem er auf die Mutter zusprang und sie stürmisch umarmte, „aber da hattest Du Besuch. Und da durfte ich Dich nicht stören. Die Marie hats verboten.“

„So — — — —“

„Ja. Und dann hat sie gelacht und mit der Auguste geflüstert. Wer war denn hier, Mutti? Großväterchen etwa?“

„Ach nein.“

„Oder gar die liebe Großmama?“

„Auch die nicht.“

„Wer wars denn, Mütterchen?“

„Es war . . . .“ Ihr Blick irrte unsicher im Zimmer umher. Sie scheute sich, den reinen Augen ihres Kindes zu be-



gegenen. „Es war — ein guter Onkel, der — Mama gern hat.“

„Dann will ich den guten Onkel auch gern haben.“

„Nein! — Bübchen,“ sie sah mit angstvollem Ausdruck in sein rosiges Kindergesicht, „hast Du Deine kleine Mama sehr lieb?“

„Ganz furchtbar doll lieb,“ nickte er ernsthaft. Zur Bekräftigung seiner Worte schlang er die runden Arme um den Hals der Mutter und drückte sie so fest an sich, daß der hohe, steife Stehragen schmerzhaft in die feine Haut schnitt. Er war so süß, dieser Schmerz!

„Bübchen, wenn . . . wenn die Leute einmal Schlechtes reden von Deiner Mama, dann wirst Du es nicht glauben, nicht wahr?“

„Nein, dann werde ich es nicht glauben; denn ich weiß ja, daß meine Mama nichts Schlechtes thun kann.“

„Weißt — Du das?“

„Ja, das weiß ich ganz gewiß,“ nickte er triumphierend.

„Aber ich . . . Mütterchen, ich will es Dir lieber gleich sagen. Ich war heute nämlich ganz schlecht.“

„Aber Bübchen . . .“

„Ja, ganz schlecht“, versicherte er noch einmal mit treuherzigem Ausblick. „Du hattest mich doch zur Tante Anna geschickt. Und die Tante Anna hatte mir die Bleisoldaten gegeben zum Spielen. Und dann kam Besuch. Tante Anna ging in den Salon, und ich war ganz allein. Aber auf dem Tisch stand eine große Schüssel mit sehr schönem Kuchen. Weißt Du, Mütterchen, solche schönen Kuchen, wie der Papa manchmal mitbringt, und wie Du und ich so gern essen. Ganz oben auf da lag ein sehr großer, den ich furchtbar gern gehabt hätte. Es war ein sehr schöner Kuchen! Ich mußte ihn immer ansehen. Und wie ich ihn sehr lange angesehen hatte, da . . .“ Er stockte und sah die Mutter an.

„Nun? Was thatest Du da?“

„Da nahm ich ihn und legte ihn in meine Botaniktrömmel.“

„Aber das durftest Du nicht thun. Das war nicht recht.“

„Nein, das war nicht recht, Mütterchen. Ich hab's auch gleich gemerkt; denn ich hatte große Angst, daß Tante Anna zurückkommen könnte. Und dann wußte ich doch auch, daß der liebe Gott es gesehen hatte und kleine Buben, die so etwas thun, gar nicht lieb hat. Und ich wußte auch, daß Du sehr traurig sein würdest, Mütterchen. Und da schämte ich mich — und da . . .“ Das unsichere Stimmchen stockte wieder und zwei große Thränen tropften auf die runden Wangen.

„Nun?! Und da — und da?!“ Die Augen der jungen Mutter hingen mit so verzehrendem Ausdruck an dem reizenden Kindergesicht, als hingen Leben und Seligkeit von seinem Ausspruch ab. „Und da? So sprich doch weiter, Bübchen.“

„Da nahm ich den schönen großen Kuchen und legte ihn wieder zurück auf die Schüssel.“

„Das thatest Du?! Das thatest Du wahrhaftig?! O, Du mein kleines, kleines — mein „großes“ Bübchen Du!“ Sie preßte ihr Kind an sich, sein rosiges Gesichtchen bedeckte sie mit Küßchen. Und dann lag sie plötzlich auf den Knien vor ihm und barg ihr thränenüberströmtes Antlitz an seiner Schulter. „Ich danke Dir,“ murmelte sie mit zuckenden Lippen. „Du hast den rechten Weg gefunden. Ich danke Dir, mein Bübchen!“

„Aber Mütterchen . . .“ Er sah sie mit großen, ängstlichen Augen an. „Wofür denn? Ich versteh' Dich ja nicht.“

„Nein, nein, Du verstehst mich nicht. Du sollst — Du darfst mich auch nicht verstehen; aber einst — wenn Du größer geworden bist, dann wirst Du mich verstehen, und dann — will ich Dir noch einmal danken.“

Das Bübchen starrte sie noch immer ganz verwundert an. Die Mama war so seltsam heute. „Jetzt will ich lieber schlafen gehen,“ meinte es dann. „Aber nachher kommst Du noch zu mir — beten. Ja, Mütterchen?“

Als der Kleine gegangen war, setzte sich die junge Frau an den Schreibtisch und warf hastig einige Zeilen auf das Papier:

„Sie werden mich gewiß feige und wankelmützig schelten, Raoul, wenn Sie diese Zeilen gelesen haben; denn — ich werde heute nicht mit Ihnen reisen. Was Sie auch dagegen sagen mögen, es „ist“ Sünde! Ein kleiner Geld, mein eigen Kind, hat es mich gelehrt. Wenn das Glück nicht auf freier Bahn zu uns kommen kann, wenn man es sich erst stehlen muß — heimlich, bei Nacht — dann ist es nicht das wahre Glück und kann von keiner Dauer sein. Sehen Sie mir genau hin, Raoul, dann werden auch Sie finden, daß unsere blaue Blume krank ist, daß sie den Wurm im Kelche birgt. Vielleicht werden Sie jetzt traurig sein über meinen Verlust, doch ich weiß und fühle es, Sie werden mich bald vergessen da draußen in der bunten lustigen Welt. Mir aber soll mein Kind helfen, Sie zu vergessen. Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen alles Gute. Amelie.“ —

Wenige Augenblicke später trat die junge Frau an das Bettchen ihres Knaben.

„Und vergieb uns unsere Schuld,“ murmelte der Kleine monoton, halb schon im Schlaf. „Wie — wir — vergeben — unsern — Schul — di — gern.“ Weiter kam er nicht. Der Traumgott hatte seine Lippen geküßt.

Die junge Mutter aber kniete an seinem Bettchen nieder. Sie senkte das blonde Haupt tief auf die Brust.

„Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel,“ so betete sie weiter.

(Nachdruck verboten.)

## Ein Zufall.

Autorisierte Uebersetzung nach dem Französischen des Henri Datin von A. Friedheim.

Als junger Student hatte ich meine „Bude“ — meinem monatlichen Gehalt entsprechend — ziemlich nahe dem Himmel gesucht, und bei der Wahl war der zum Zimmer gehörige Balkon ausichlaggebend gewesen, denn frisch aus der Provinz in Paris gelandet, konnte ich mich nur schwer an die Luft der Großstadt gewöhnen. Auf „meinem“ Balkon, wie ich stolz sagte, verbrachte ich denn auch manche Stunde und beobachtete die Nachbarschaft. Als erstes fiel mir dabei am Nebenhaus, in derselben Etage mit mir, ein Balkon auf, der nicht größer wie der meinige, aber doch grundverschieden von demselben war.

Von kundiger und sorgfältiger Hand war dort an Draht und Stäben Kresse, bunte Bohnen und wilder Wein gezogen und so der kleine Raum in die hübscheste Laube verwandelt worden. Durch die grüne Wand konnte ich eine, wie mir schien, ältere Dame beobachten, die mit einer Handarbeit oder einem Buch dort stundenlang zu sitzen pflegte.

Lange Zeit hindurch blieb es bei einem stummen Gruß zwischen meiner Nachbarin und mir, denn ich war viel zu schüchtern, um ein erstes Wort zu wagen.

Der Zufall, in Gestalt eines Straßenauflaufes, den wir gleichzeitig von unserer hohen Warte aus beobachteten, kam mir zu Hilfe, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Mich frappirte das angenehme, weiche Organ der Dame, das so recht zu dem friedlich stillen Ausdruck des schmalen Gesichts paßte. Der fast weiße, aber noch volle Scheitel umrahmte die Stirn, und die großen, klaren Augen blickten noch mit jugendlicher Frische in die Welt.



Es war mir bald eine liebe Gewohnheit, mich mit meiner Nachbarin zu unterhalten und deren Rathschläge waren mir oft von Nutzen.

Eines Tages fragte sie mich lächelnd:

„Nicht wahr, Sie sind aus der Normandie?“

„Woher wissen Sie denn das?“ war meine Gegenfrage.

„Nun, durch Ihren Akzent . . . . .“

„Oh!“ entgegnete ich ein wenig gekränkt —

„Und an verschiedenen Ausdrücken, bestimmten Worten . . .“

„Ich bin allerdings aus Saint-Hilaire.“

„Nun, dann sind wir Landsleute, denn ich bin aus Chéremé, bin eine Pasturel.“

Von da ab fehlte es nicht an Stoff zur Unterhaltung, denn meiner alten Freundin machte es Freude, die Erinnerung an die Heimat mit mir aufzufrischen zu können. „Dreißig Jahre wohne ich nun hier und bin nie wieder dort gewesen“, pflegte sie dann und wann wohl mit wehmüthigem Lächeln zu sagen.

Am ersten Sonntag in jedem Monat war ich regelmäßiger Tischgast bei einem alten Freund meines Vaters, Herrn Andree Kaulin, mit dem wir sogar noch weitläufig verwandt waren. Vermittelt hatte er sich als wohlhabender Kaufmann zur Ruhe gesetzt, nachdem seine einzige Tochter sich mit einem Architekten Lambelin verheiratet hatte.

Herr Kaulin war ein prächtiger Mensch, ein liebenswürdiger Gesellschafter, „au fait“ in allen Tagesfragen und es ließ sich gut mit ihm plaudern. Ich hatte ihn sehr lieb und wußte, daß es auf Gegenseitigkeit beruhte.

Eines Sonntagabends, als wir nach dem Essen zusammen saßen und unsere Zigaretten rauchten, kam ich zufällig auf meine Nachbarin zu sprechen. Als ich den Namen Pasturel nannte, fragte Herr Kaulin ganz erstaunt:

„Wie sagst Du? Pasturel? Die giebt es in Chéremé in Menge, aber ich wußte nicht, daß sich ein Mitglied der Familie in Paris niedergelassen hat.“

Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu:

„Ich möchte „Dein“ Fräulein Pasturel wohl einmal sehen.“

„Soll ich Sie anmelden?“

„Nein, nein, bewahre! Im Gegentheil! Es wäre mir lieb, wenn Du nicht mit ihr von meinem Besuch sprechen würdest.“

Seinem Wunsche gemäß hatte ich kein Wörtchen über unser Gespräch an meine Nachbarin berichtet, und offen gestanden auch gar nicht mehr daran gedacht, als es eines Nachmittages an meiner Thür klopfte und auf mein „Herein“ Herr Kaulin erschien.

„Störe ich Dich?“

„Oh! wie können Sie so etwas fragen!“

Schnell schob ich ihm meinen besten und einzigen Lehnstuhl zurecht und suchte es ihm behaglich bei mir zu machen.

Nach wenigen Augenblicken fragte er:

„Und Deine Nachbarin?“

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit, sie ist auf ihrem Balkon. Soll ich Sie vorstellen?“

„Nein! Laß mich sie vorerst beobachten.“

Und vorsichtig, halb hinter der Gardine verborgen, spähte er zu Fräulein Pasturel hinüber, die auf einer kleinen Bank auf ihrem Balkon saß.

Bei ihrem Anblick gab sich Herr Kaulin sichtlich angestregtem Nachsinnen hin. Eine dunkle Erinnerung an längst vergangene Zeiten schien ihm wiederzukehren und ihm Szenen aus der Jugendzeit zurückzurufen.

Wie mit Gewalt riß er sich aus seinen Träumereien und wandte sich mir zu, um halb fragend zu bemerken:

„Die Dame ist einst gewiß hübsch gewesen.“

„Und etwas schöneres als ihre Stimme giebt es nicht,“ antwortete ich.

Als wir dann beide auf den Balkon hinaus traten, grüßte Fräulein Pasturel freundlich mit einem Kopfnicken. Darauf ging ich bis an das eiserne Geländer, wies mit der Hand auf meinen Begleiter und sagte:

„Wollen Sie mir gestatten, Fräulein, Ihnen einen Landsmann von uns Beiden, Herrn Andree Kaulin, vorzustellen.“

Kerzengrade, unbeweglich stand sie da, sah mit großen, schreckensstarrten Augen zu uns herüber und wiederholte mechanisch:

„Andree Kaulin? . . . Andree Kaulin? . . .“

Doch plötzlich wich jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht, ein Bittern überlief den Körper, und während sie kraftlos auf ihren Sitz zurück sank, flüsterte sie noch einmal: „Andree.“

Mit vollständig jugendlicher Gewandtheit, deren ich ihn kaum fähig gehalten hätte, sprang Herr Kaulin behende über die beiden dicht nebeneinander befindlichen Gitter und konnte so gerade noch die Ohnmächtige auffangen. Angstvoll neigte er sich über sie, ergriff ihre Hände und flüsterte:

„Marie . . . . meine liebe Marie . . . . erhol' Dich doch . . . ich bitte Dich . . . . ich bin es . . . . Andree.“

Und dann zu mir, hastig und dringend:

„Komm rasch und hilf mir sie in ihr Zimmer tragen.“

So sprang ich denn auch hinüber und gleich darauf lag Fräulein Pasturel auf ihrem Bett; einige Tropfen Wasser in das Gesicht gesprengt, reichten hin, um sie von ihrem Schwächeanfall wieder zum Bewußtsein zurückzurufen.

Als sie uns bemerkte, richtete sie sich erschreckt auf. Bald aber kam ihr die Erinnerung an das Geschehene zurück und ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen, während sie Herrn Kaulin mit wehmüthigem Lächeln die Hand entgegenstreckte und leise sagte:

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Andree.“

Ich kam mir höchst überflüssig vor und machte mich geräuschlos davon, nicht wenig überrascht über dies merkwürdige Zusammentreffen.

Mehr als eine Stunde hatte ich wohl Zeit gehabt, über das Erlebte nachzudenken, bevor Herr Kaulin wieder auf dem Balkonweg bei mir erschien. Er war sichtlich sehr erregt und meinte hastig:

„Bitte, frage mich heute nichts . . . . . später . . . . . ein andermal will ich Dir alles erzählen.“

Und ehe ich noch ein Wort sagen konnte, war er schon zur Thür hinaus und stürmte die Treppe hinunter.

Aber nicht er, sondern Fräulein Pasturel löste mir das Räthsel dieser Begegnung. Von ihr erfuhr ich, daß sie noch ganz jung als Waise Chéremé verlassen, um in der kleinen Stadt Zubigny bei einer Frau Mauger, ihrer Tante, zu leben. In dem kleinen Städtchen kannten sich alle und so verkehrten auch die Familien Mauger und Kaulin miteinander.

„Andree Kaulin war ebenso alt wie ich,“ erzählte Fräulein Pasturel mir, „wir sahen uns täglich und allmählich lernten wir uns kennen und lieben. Andree gestand mir seine Liebe und ich gab ihm mein Jawort.“

Aber ach! Wir hatten nicht daran gedacht, daß die Eltern Andrees anderer Ansicht sein konnten, und leider war dem so.

Ich war gerade 19 Jahre geworden, als Frau Kaulin mich in ihr Zimmer rief und dort unter vier Augen zu mir sagte:

„Du liebst Andree und er begehrt Dich zur Frau; aber Du kannst Andree nicht heiraten. Erstens seid Ihr gleich alt, was schon nicht gut ist, und dann, was noch ein viel schwereres Bedenken ist, bist Du ganz mittellos.“



Mein Sohn ist nicht reich und weder sein Vater noch ich werden jemals unsere Einwilligung zu dieser Heirat geben. Das möchte ich Dir vor allen Dingen klar machen.

Wenn Du Andree wirklich liebst — und ich glaube es — so kannst Du ihm den besten Beweis Deiner Liebe geben, wenn Du auf ihn verzichtest und ihm nicht hinderlich für die Zukunft wirst.

Deine Tante weiß alles und ist ganz meiner Ansicht.

Ich kann Dir nur wiederholen, daß Eure Wünsche sich nicht realisiren können und unser Entschluß in dieser Beziehung feststeht."

Ich war bis ins Innerste getroffen und erkrankte schwer an einem typhösen Fieber, welches mich lange zwischen Leben und Tod hielt. Doch die Jugendkraft trug den Sieg davon.

Während meiner Rekonvaleszenz vermied ich es, die Bekannten zu sehen, dann verließ ich ohne Abschied zu nehmen Zubigny und reiste nach Paris, wo Freunde, denen ich geschrieben, für mich in einem großen Posamentiergeschäft eine Stellung gefunden hatten. Dort bin ich fast 30 Jahre geblieben. Ich gestehe es, im Anfang war es schwer genug, viel Arbeit und wenig — Gehalt. Aber allmählich wurde es besser und ich trat meinen Brotgebern näher, so daß sie mir schließlich einen Gewinnantheil am Geschäft gaben. Seitdem habe ich denn sparen können, um ein bescheidenes, aber doch sorgenloses Leben zu führen.

Oft sind mir Anträge gemacht worden, aber ich bin meiner ersten Jugendliebe treu geblieben und habe mich nicht entschließen können zu heiraten.

Im Laufe der Jahre erfuhr ich zufällig, daß Andree Raulin sich verheiratet habe; aber ich habe ihn nie wiedergesehen. Und doch habe ich ihn sofort erkannt!

Neulich hat mir Andree dann erzählt, daß er vergeblich nach mir forschte und sich erst fünf Jahre nach meinem Verschwinden aus Zubigny auf dringendes Bitten seiner Eltern verheiratet habe.

Ohne Sie", schloß meine Nachbarin ihren Bericht, „würden wir uns wohl nie wiedergesehen haben!"

Am nächsten Sonntag, als wir uns bei Herrn Raulin gerade zu Tisch setzen wollten, sagte derselbe zu mir:

„Du würdest mir einen Gefallen erweisen, wenn Du Dir den kommenden Donnerstag frei halten wolltest, um mit mir zu essen.“

Ich hatte kaum Zeit ein „Sehr gern“ zu antworten, als Frau Lamblin schon den Worten des Vaters hinzufügte: „Also gut! Mein Mann und ich werden Punkt fünf mit dem Wagen vor Ihrem Hause sein und dann Fräulein Pasturel, meine künftige Stiefmutter, der ich schon jetzt von Herzen zugethan bin, und Sie hierherbringen. Wir wollen dann Verlobung feiern“, fügte sie mit freundlichem Lächeln hinzu.

„Und ich muß Dich noch bitten, an meiner Hochzeit den Brautführer abzugeben, denn durch Deine Vermittlung ist es doch mir dazu gekommen!“ meinte Herr Raulin.

Einen Monat später segnete der Geistliche in der Kirche „Saint Sulpice“ den Bund des sechzigjährigen Paares. Der Zufall hat es gefügt, daß ich nie wieder in meinem Leben Brautführer gewesen bin, aber ich glaube, glücklicher hätte kein junges Paar sich für ein langes Leben vereinen können, als wie die alten Leute es für den Abend ihres Daseins gethan haben.

(Nachdruck verboten.)

## Alexander von Humboldt ersteigt den Chimborazo am 23. Juni 1802.

Ein Gedenkblatt von Felix N. Trelowius.

Wie uralte Zeugen einer mythischen Vorzeit, da Titanen und Uraniden im Kampf um die Herrschaft des Weltalls die Erde in ihren Festen erschütterten, Felsblöcke zertrümmerten und wieder aufeinander thürmten, so erschienen unseren Vorfahren jene gewaltigen Bergriesen, deren Gipfel bis in die Wolken reichten. Keiner wußte, wie hoch sie waren, denn noch nie hatte eines Menschen Fuß sie erstiegen, aber umsomehr beschäftigten sie gerade deswegen die Phantasie. Bedeckte nie schmelzender Schnee ihre Kuppen? Blühte dort oben die blaue Blume des Glücks? Wer vermochte es zu sagen? Manche von jenen muthigen Männern, welche es unternahmen, den Bergen ihre Geheimnisse abzulocken, mußten ihren Vorwitz mit dem Leben büßen, andere kehrten auf halbem Wege um. Läßt die Natur den Sterblichen doch nur ungern in ihre räthselvollen Höhen und Tiefen eindringen; denn in der Höhe droht sie ihm mit den tödtenden Folgen einer zu dünnen nicht mehr athmungsfähigen Luft, in der Tiefe aber mit der Erstickung in einer heißen Luftverdickung.

So wäre auch der Erste, welcher vor nunmehr hundert Jahren, am 23. Juni 1802 den Chimborazo — den, wie man dazumal annahm, höchsten Berg der Erde — ersteigt, nahezu dem Schicksal verfallen, das so manchen seiner Vorgänger ereilt hätte. Als er ihn bis zur Höhe von 5810 Meter erklimmen hatte, drang ihm das Blut aus den Augen, den Rippen und dem Zahnfleisch, wie Glockengeläute tönte es ihm in den Ohren und nur mit äußerster Anstrengung vermochte er zu athmen, dennoch wäre er nicht umgekehrt, wenn nicht plötzlich eine tiefe, breite Schlucht sich vor dem verdunkelten Blick aufgethan hätte. Nur noch ein paar Schritte vorwärts, und der gähnende Schlund hätte ihn verschlungen, ihn und die beiden Gefährten, welche nicht minder begeistert für die Wissenschaft, ihrem Führer durch Schrecken und Gefahren gefolgt waren. Noch 500 Meter fehlten bis zur Spitze des Berges! Immerhin war man auf eine Höhe gelangt, die vorher noch kein Mensch auf Erden erreicht hatte. Sie aber, denen dies gelingen waren: Alexander von Humboldt, der große Naturforscher, der Schöpfer des „Kosmos“, sein Freund Aimé Bonpland, einer der ausgezeichnetsten Zöglinge der Medicin- und des botanischen Gartens in Paris und Don Carlos Montufor, ein den Gelehrten schwärmerisch verehrender Jüngling, der sich ihm in Quito angeschlossen hatte und leider 1811 das Opfer politischer Parteikämpfe wurde.

Dubois-Reymond hat einmal gesagt, daß es Humboldt in seinem Wirken als Naturforscher im großen und ganzen so ergangen wäre, wie auf dem Chimborazo, wo schließlich eine unübersteigbare Kluft ihn noch vom Gipfel schied. Die Kluft, die ihn vom Gipfel der Naturforschung trennte, wäre der Mangel an physikalisch-mathematischem Verständniß. Nicht, daß dies seinem Talent versagt worden wäre! Er nahm schon in seiner Jugend einen Anlauf zu rein mathematischer Forschung, aber das Bestreben und später auch die geistige Gewohnheit, die Erscheinungen bis über eine gewisse Grenze zu zergliedern und auf ihre letzten erkennbaren Gründe zurückzuführen, gingen ihm ab. Er ließ sich genug sein an Feststellung und Anschauung des Thatsächlichen. Die Ursache hiervon dürfte zweifellos sein, daß von Anbeginn der Künstler in ihm so überaus mächtig war. So beansprucht denn auch der „Kosmos“, dieses sein eigentliches Lebenswerk, welches er schon als Jüngling plante und als hochbetagter Greis vollendete, eben so sehr ein künstlerisches, als ein wissenschaftliches Erzeugniß zu sein. Was ihm in der letzteren



Sinnsicht vielleicht mangelte, das kam ihm in der ersteren zu gute und wahrscheinlich hätte es auch nicht diesen phänomenalen Erfolg gehabt, wenn es anders gewesen wäre. Was Humboldt bei seinem ganzen Wirken das Interesse der Mit- und Nachwelt in einem Maße gewann, wie es wenigen Gelehrten gelungen ist, war, daß er uns die ungeheuren Ergebnisse seiner Forschungen in einer vollendet ästhetischen, von innen heraus belebten Form darbot.

Wie ungeheuer jene Ergebnisse waren und welche Großthat auch jene Chimborazobesteigung darstellte, können wir Kinder der Gegenwart kaum mehr beurtheilen. Man hat heutzutage höhere Berge erstiegen, aber so viel Gefahren und Schwierigkeiten, wie Humboldt, dem die meisten neuerdings vorhandenen technischen Hilfsmittel bei seinem Unternehmen fehlten, hat wohl niemand dabei zu bestehen gehabt. Auch darf man nicht vergessen, daß er nur verhältnismäßig beschränkte Mittel zur Verfügung hatte. Man muß in seinen eigenen Werken und in denen anderer nachlesen, wie viel Mühen und Hindernisse aller Art er zu überwinden hatte, ehe er auf seiner südamerikanischen Reise am 6. Januar 1802 Quito erreichte, von wo er nach der Besteigung des Vulkans Pichincha und nach langer beschwerlicher Wanderung durch die Anden, sein damaliges Ziel, den Chimborazo, aufsuchte, um einen annähernden Begriff von seiner Energie und seinem Opfermuth zu bekommen.

Wiederholt mußten er und seine Gefährten im Regen, völlig durchnäßt und barfuß unter freiem Himmel übernachten, ohne ein schützendes Zelt über ihren Häuptern. Dazu die Schwierigkeit in jenen unwegsamen Gegenden Führer zu bekommen, beständig bangend um die physikalischen Instrumente und die bedeutenden Sammlungen, welche durch den Aberglauben und die Bosheit der Eingeborenen aufs höchste gefährdet waren! Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß jene ganze südamerikanische Reise die bis dahin ohne Beispiel gleicher Art ausgeführte, großartigste Unternehmung eines deutschen Privatmannes war. Die Welt bewunderte sie daher nicht nur als ein von allem persönlichen Eigennutz freies, im Interesse der Wissenschaft dargebrachtes Opfer, sondern auch als Beweis muthiger Entschlossenheit, beharrlicher Kraft und geistiger Fähigkeiten, die kaum ihresgleichen hatten. Man nannte Humboldt um jener Reise in die Äquatorialgegenden des neuen Continents willen einen zweiten Kolumbus. Und mit Recht! Denn ihm war es zu danken, daß ein bisher gänzlich unbekanntes und mißverständenes Gebiet der Erde in neuen überraschenden Landschaftsbildern vor die Sinne des gebildeten Europa trat, daß ihm ein Bild von dessen Oberfläche und Erscheinungen dargeboten wurde und die Wissenschaft Kunde erhielt von dem inneren Bau jenes Landes, von seinem Reichthum und seinen Bedürfnissen, von den Zuständen seines Natur- und Menschenlebens. Aus der Reihe jener neuererschlossenen Thatsachen aber entwickelte sich die Auffindung und das Verständniß großer ewiger Welt- und Lebensgesetze der Erde und ihrer Bewohner!

Sich will diese anspruchlosen Zeilen mit einem Ausspruch des großen Forschers schließen, in dem sich die Empfindungen spiegeln, die ihn nach der Besteigung des Chimborazo erfüllten. „Es giebt Momente des Lebens“ — sagt er — „in denen ohne Verzagttheit die Zukunft sehr ungewiß erscheint. Man überläßt sich dann um so mehr dem grübelnden Denken, wenn man in dem Bewußtsein, sein Ziel nur halb erreicht zu haben, das Bedürfniß wehmüthiger Resignation empfindet.“

(Nachdruck verboten.)

## Räthsel.

Bilderräthsel.



### Geheimschrift.

Knwrsrtztsehnn  
Vrlrnszbjmmrnnnrtscht  
Mtfrrschmmtswdrnzbrngn

Vorstehende Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Einfügung passender Vokale zu sinngemäßen Wörtern bilden lassen.

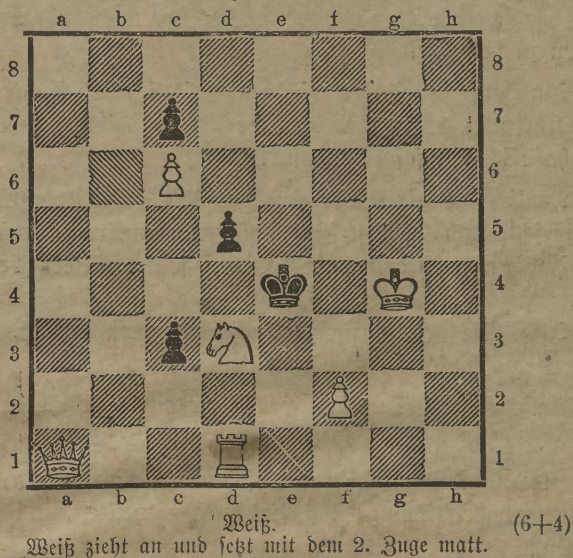
### Anagramm.

Siam, Borneo, Hasen, Inka, Nagel, Ruh.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden und zwar derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter im Zusammenhang eine europäische Großstadt nennen.

### Schachaufgabe.

Von G. Ferber in Vic.



### Auflösung des Bilderräthfels.

Radlerfreuden.

### Auflösung des Kapselräthfels.

Nach gethauer Arbeit ist gut ruhen.

### Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a7; cA, 10, K, D, 7; dD, 9, 8, 7.  
M. aA, 10, D, 9, 8; bA; c8; dA, 10, K.  
S. a, b, c, dB, aK; b10, K, D, 7; c9.  
Stat: b9, 8.

Spiel:

1. B. cA, c8, c9. 2. B. c10, aA, dB.  
3. S. bD, a7, bA. 4. B. cK, aD, aK.

Die andern Stiche nimmt H, der die Trümpe herauszieht und mit dreimal b, was hoch ist, kommt.

### Auflösung der Charade.

Brandenburg, (Brand, En(t), Burg).

Richtige Lösungen gingen ein von: Alma Hohendorf, P. Schmidt, Rudolf Schulze, Hans Reimann, Walter Rasprowiez, Elsa Nieß, Lieschen Rech, Kühnelt, Masuch, Reck, W. Meyer, Kurt Schendel, Heinrich Struck, Walter Kettig, Johannes Schellong, Koncewicz, Olga Hampel, Redemsky, Zoepffer, Alfons Teske, Franz Engel, Stanislaus Musielewicz, Gertrud Teske Bromberg, Kraak Jägerhof, Emil Schmelzer Bleichfelde.